

Nr. 171. Bromberg, den 31. Juli. 1934.

Das heidnische Dorf.

Roman von **Konrad Beste.**

(4. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

Ferdinand schlich hinaus, und die Grundlage eines neuen Heiratsgeschäftes war unschwer zu finden: der jüngere Cordes-Sohn zeigte sich bereit, die durch des Bruders boshaften Trotz geschlagene Wunde zu heilen. Schließlich war es den Eltern ebenso lieb, den unversorgten Sohn als Erben eines Hofes zu wissen, sie gaben wortkarg gefaßt ihren Segen. Sophiechen schrie ziemlich laut, es falle ihr wie Schuppen von den Augen — denn Ernst sei es von Anfang an gewesen, den sie gemeint . . . Somit war alles gut — nur, daß Vollmoors Frau hinter ihrem stillen Lächeln schlimme Gedanken verbarg, einen machthungrigen Zorn über das Mißlingen ihres klugen Planes, über die zu erwartende Trübung des Glückes, das sie in ihrer letzten Jugend späten Blüte ungestört durch Eidam und Tochter ausschöpfen zu können gehofft . . . Sie rätselte haßerfüllt an den Gründen dieses Abfalls herum, den Ferdinand begangen und beschloß ihre Erforschung. Die Ursache jenes Geschehens zu ergründen beschloß sie mit stärkerem Willen, als sie ihn zur Verhinderung des Unglücks aufzubringen vermocht hatte. Diese Erforschung nämlich versprach, sie wieder auf ihren eigensten Boden zu führen: des heimlichen Horchens, des Spähens, des Schweigens, des freundlichen Lächelns, das wie ein Vorhang über alle ihre Worte und Wege gebreitet lag . . . Sie freute sich schon wieder ein wenig in der Erwartung dieser Aufgabe, sie war schon wieder ein wenig werkfroh, als sie am späten Abend mit der glücklichen jungen Braut den Cordeshof verließ.

Ferdinand blieb unbehelligt durch elterliche Fragen nach seinem rätselhaften Verhalten.

„Ich kann es dem Jungen wohl nachfühlen, daß er Angst gekriegt hat vor dem verschrobenen Frauenzimmer . . .“

Das war alles, was der Vater insgeheim beim Schlafengehen zur Mutter sagte.

Im übrigen hatte der Bruder eine Tatsache geschaffen, die alles weitere Forschen als unnützes Spintisieren hätte erscheinen lassen. Die Eltern beschlossen, beizeiten nach einer anderen Freite für den Ältesten Ausschau zu halten.

Den wahren Grund jenes Abfalls kannte niemand und ahnte niemand. Niemand hatte bemerkt, was zwischen dem Hoferben und seiner Magd vor sich ging, und sie verblieben mit ihren Zärtlichkeiten in einem tiefen Dunkel. Lina ertrug es erst nur mit Bangen, sie mochte hernach den Leuten nicht unter die Augen treten, zu denen sie „Vater“ und „Mutter“ sagte: dann aber wußte er sie zu stärken, er sprach von dem, was er beschlossen hatte bei sich, was feststand wie eine Mauer — er würde sie heiraten! Sie erschrak und hielt ihm den Mund zu mit ihrer kleinen festen Hand. Er lachte gutmütig und schwor es noch einmal und küßte sie stumm. Heiraten — ei, warum denn auch nicht! Eines Tages mußte der Vater abgeben, es konnte so lange nicht gar mehr dauern, er war schon recht schwach auf den Beinen, seinen Knacks hatte er weg, das war gewiß. Warum sollte der Erbe des Cordeshofes nicht eine Magd heiraten, warum sollte er noch einen Hof dazu erheiraten, er, der außer dem Vatererbe den Hof der Tante Hermine noch im Hintergrunde wußte . . . Warum sollte nicht auch einmal ein Bauer aus Liebe heiraten können. Sie wußte endlich nichts mehr dagegen zu sagen.

Das Spiel ihrer Liebe wurde süßer durch solchen Trotz, vertrauter und üppiger im Schenken wie im Geben. Sie gaben nicht mehr so ängstlich erst acht, daß die Türen geschlossen waren hinter ihren Küssen, die Ställe stumm, der Boden im Dunkeln . . .

Während sie also sich labten am starken Trank ihrer Liebe, betäubt und trunken schier wie die Wespen vom Honig, ward eine von Tag zu Tag wacher: Vollmoors Frau wußte ihre Besuche im Hause des neuen Schwiegersohnes wohl zu nützen für das ersehnte Werk des Forschens und des Vergeltens.

An einem Spätnachmittag des ausgehenden Winters standen die beiden im Dämmern der großen Däle und sägten Fuhrenholzstämme. Ein jedes stand an seiner Seite des Sägebockes und zwischen ihnen hin und her blitzte das Zahnband der scharfen, gefräßigen Säge . . . Lange währte das stumme Werk, das sie langsam hineinzog in den Bann seiner schläfernden Eintönigkeit. Stamm auf Stamm warf er auf den Bock, Klotz auf Klotz sah sie sinken zur Erde . . . Dann kreischte plötzlich die sinkende Säge, blieb stecken in einem störrischen Ast, die Arme sanken, die Augen suchten einander, die Liebenden traten zur Seite und küßten sich . . .

Sie küßten gewiß sehr lange, sie wußten es nicht — so lange, bis leise das große Dälentor knarrte, da fuhren sie auf . . .

Im schmalen Spalt des Tores stand Vollmoors Frau und lächelte. Sie stand gegen das schwindende Licht des Abends, im Winde hatte ihr Haar sich etwas gelöst und über den schroffen Absturz der Wangen spielten zwei Strähnen . . . Sie blickte unverwandt freundlich und lächelte, beinahe zufrieden, sie blickte nicht fort.

Lina stand wie erstarrt. Sie wollte rufen, aber die Stimme versagte den Dienst, sie wollte sich an den Geliebten klammern, aber die Arme waren gelähmt, sie wollte fortstürzen, aber die Füße waren verhaftet dem steinigen Boden der Tenne . . . Sie wollte fortblicken von dem Antlitz der Frau, aber sie konnte es nicht, sie mußte immer in diese Augen starren, die da im Torweg standen und lächelten, langsam aus ihrer Freundlichkeit wechselnd in ein fernes, drohendes Funkeln . . .

Lina stand und starrte sie an und regte sich nicht, sie stand wie das Rehkitz des Urwaldes unter den lauernden Blicken der Schlange.

Vollmoors Frau stand noch eine ganze Zeitlang, sie schien mit dem Dämmern da draußen zu wachsen, ward groß wie eine der alten Nebelfrauen der Vorzeit, sie stand und blickte auf Lina und langsam verlosch ihr Gesicht in den Schleiern des Abends.

II.

Seit jenem Abend kränkelte Lina, die Magd. Sie klagte ihrem Liebsten, sie habe Schmerzen im Kreuz und schwere Glieder, sie sei zum Umsinken matt und ohne Lust etwas zu essen. Er hörte es und machte ein ernstes Gesicht — sie schoben es erst auf andere Dinge, sie meinten am Ende, es sei eine Hoffnung, die ihren Befürchtungen zugrunde liege, aber nach wenigen Wochen zeigte es sich, daß nichts zu hoffen, nur etwas zu fürchten war.

Mitten in der Arbeit schnitt es ihr oft durch den Rücken und zerrte sie. Einmal, bei Tische, war es so schlimm, daß sie zur Seite sank — da sagte die Mutter, ganz ohne Arg: „Das ist ein Hexenschuß, Lina, das kenne ich, wir wollen es mit Branntwein einreiben."

Aber der Branntwein half nicht — nichts half. Der erste Frühling kam, und auf den weiten Wiesen, die sich wie Träume der Unschuld zwischen die düsteren Eichenhaine der Höfe schoben, kamen die frühen leuchtenden Blumen, aber auf Linas Wangen verblaßten die Farben und ihre Arme konnten das Heu nicht mehr heben in die Raufen der Kühe. Der Doktor kam und sagte, es sei Blutarmut oder auch wohl Rheumatismus, er fand bei Gott keine andere Krankheit, er verschrieb Eisen und Lebertran und Lina schluckte, was er verordnete ....

Aber es wurde schlimmer von Tag zu Tag. War sie allein mit dem Liebsten, so schwebte es oft auf beider Zunge, was sie vermeinten, doch wagten sie es nicht auszusprechen, so schrecklich erschien es ihnen. Der Name der Vollmoors Frau kam nicht über die Lippen des jungen Weibes, so wenig wie der des Leibhaftigen.

Sie wäre nun wohl zurückgesandt worden ins Haus ihres Vaters, und davor bangte sie, unter den Augen dieses Gestrengen eine Erholung suchen zu müssen, die ihr selbst ganz hoffnungslos schien. Cordes Mutter aber hatte schon vor, das kranke Kind zu den Eltern zu geben, das hielt sie für ihre Pflicht.

Ferdinand wollte nicht, daß es geschähe. Er wußte, wie die Hilfe beschaffen sein müßte, deren sein Mädchen bedurfte, er wußte nur nicht, wo sie zu finden war. So begab er sich denn auf die Suche, er legte sich auf's Horchen. Wenn abends um den runden eichenen Tisch des Kruges die Gäste saßen, die des Heidebauern geringer Drang nach Geselligkeit nur spärlich ins Wirtshaus führte, Einsiedler, welche ihre wohlumhegten Höfe verließen, um vorsichtig einer dem anderen die Worte herauszuholen, so setzte er sich hinzu und gab gut acht auf den Gang ihrer Gespräche. Er mischte sich dann geschmeidig zur rechten Zeit ein, er hatte wie alle Heidebauern für die Worte des anderen das feine, witternde Ohr, welches am schärfsten die nicht gesagten Worte erspürt. Er nahm also an diesen Unterhaltungen, die jeden Landesfremden in grenzenloses Erstaunen versetzen, da er ein solches Maß von feiner Zurückhaltung, von geduldigem Abtasten des gegnerischen Bodens, von weisem Erwägen der Antwort, von soviel Verbindlichkeit im Einwerfen unverbindlicher Dinge vielleicht bei geschulten Diplomaten, nicht aber bei den Stammgästen einer Bauernwirtschaft erwartet haben mag ...

Ferdinand folgte also geschickt den Gesprächen dieser würdigen Vollhöfner und Großkötner und Brinksitzer, und als es an der Zeit war, wußte er ein Wort einzuwerfen, das die mangelhafte Aufklärung der Menschen beklagte: war doch neulich ein fahrender Händler bei ihm gewesen, der allen Ernstes behauptete, seine Frau sei krank an den Folgen des bösen Blickes ...

Die ernsten Männer machten Gesichter wie ihre Väter sie vor tausend Jahren gemacht haben mochten, wenn Wotans Name genannt wurde im Schatten der Kirche.

„Das gibt es alles nicht", sagte der Brinksitzer Karl Fürchtegott Tiedge.

„Hexen kann niemand ..", stimmte Heuers Christian bei, doch unter der faltigen Stirn seines kahlen, spitzen Denkerschädels meinte Ferdinand die kleinen, listigen Augen ein Lächeln flüchtig verzwinkern zu sehen ...

„Bei uns im Dorf wenigstens nicht ...", meinte lauernd ein Dritter.

Ein Vierter wußte gleichgültigen Tones zu berichten, daß dennoch vor nicht allzulanger Zeit ein Mann von auswärts nächstens ins Nachbardorf geholt worden sei, um ein behextes Kind zu besprechen.

Ferdinand zitterte, aber er zwang sich zu ruhigem Einwurf:

„Wie kann man das nur glauben ..."

Achselzucken ... Die Leute sagen es eben ...

Ferdinand lächelte mitleidig:

„Die Leute ... Die Leute sind ja in einem Maße abergläubisch, daß es einen dauern kann."

Er wußte das langsam glimmende Feuer dieses Gesprächs unmerklich zu schüren und endlich sprang der ersehnte Funke heraus: es gab einen Mann, der den bösen Blick abwenden konnte mit seinen Sprüchen. Viel Leute von weither kamen zu ihm, so törichtes, abergläubisches Volk. Er wohnte in einer Wirtschaft, die oben in der Heide einsam an einer Kreuzung zweier Straßen lag, den „Kreuzkrüger" nannten sie ihn. Es waren wohl noch vier Stunden Fußwegs, wenn man den Richteweg durch das Wodemoor nahm.

In der Nacht noch raste Ferdinand mit dem Rade zum Kreuzkrüger. Die Kleider hingen ihm naß um den Leib, als er ankam. Es war noch Licht im Krug, Ferdinand sah es schon vom Moor aus in der niederen Hütte. Der Wirt öffnete ihm, er hieß Christian Schöndube, war ein kleiner, rundlicher Mensch voller Munterkeit. Er konnte auf einer Säge geigen und es klang wie ferne Musik. Ferdinand hörte es geduldig an, bestaunte die Kartenkunststücke, die folgten und leerte dazu ein paar große blaugeränderte „Wachtmeister" — Kelche voll Wacholderschnaps.

Dann sagte er dem Wirt, was er wollte und Schöndube nickte. Als er aber den Namen seines Dorfes nannte, an dessen Eingang er Schöndube in der nächsten Nacht erwarten wollte, zuckte der leicht mit den Augen und zögerte. Ferdinand legte einen großen Geldschein auf den Tisch, und Schöndube sagte: „Ich will es versuchen." Schöndube versuchte es in der kommenden Nacht. Ferdinand stand vor dem Dorfe, er hörte auch zur verabredeten Stunde einen Wagen heranrattern. Er sah auch schon den mageren Schimmel des Wirts durch die Nacht leuchten, aber plötzlich, an fünfzig Meter vor Ferdinand, blieb das Pferd stehen. Schöndube stieg vom Wagen, klopfte es und sprach ihm gut zu. Es ging zitternd weiter und dann stand es gleich wieder still und rührte kein Glied. Da sprach ihm sein Herr wieder zu und zog es nach vorne, es ging auch, aber dann wandte es hastig um, kaum, daß der Wirt den Wagen wieder bestiegen, und nahm im Galopp die Richtung zurück.

Ferdinand starrte in die leere Nacht, er wußte, daß Schöndube nicht wieder kommen würde, da ihm also das Pferde gebannt werden sollte. Er ging zu Lina, die ihn im alten verlassenen Schafstall auf dem hinteren Hofe erwartete.

„Lina", sagte er, „traust du dir zu, mit dem Rade zwei Stunden über Land zu fahren?"

Sie wollte „ja" sagen, aber das Wörtchen erstarb in dem Schmerz, der ihren Rücken durchfuhr.

„Warum ...?" wimmerte sie dann.

„Schöndube kann nicht hinein nach Kleindahle."

„Aber es geht nicht zu Rade ..."

„So müssen wir morgen nacht mit dem Wagen fahren. Ich gehe abends fort, leihe mir von Olfermanns Heinrich in Garssen ein Gespann und erwarte dich um zehn Uhr in in unserem Fuhrenwalden."

Am anderen Morgen kam Linas Vater und wollte die kranke Tochter heimholen. Es gab keinen Widerspruch gegen seinen Willen — hier gab es nur das Mittel einer übermenschlichen Verstellung: Lina strahlte ihm entgegen, ihr Gang war biegsam und kraftvoll wie je, sie hatte keine Schmerzen mehr, sie hatte Hunger für zwei, sie konnte das Mittagessen nicht mehr erwarten, seit gestern war eine Wand= in ihrem Befinden eingetreten — die Doktors waren doch nicht so ganz zu verachten ....

Der Vater sah sie scharf an — sie pflegte nicht zu lügen, und was er da hörte, glaubte er gern. Er ging und kaum war er gegangen, so schleppte sie sich in den Kuhstall, sank auf einer Schütte Stroh nieder und schluchzte ins dumpfe Brummen der Tiere hinein ...

Es war ein dunkler Märzabend in den sie hineinschlich. Die Stürme, die mit so großer Gewalt über die Lüneburger Heide brausen, erwachen um diese Jahreszeit zum ungeheuersten Tosen entfesselter Himmelsmächte. Die Fuhrenwälder stöhnen voll Qual, und oft genug sieht der grauende Morgen gräßliche Verwüstungen in den Forsten der Bauern.

(Fortsetzung folgt.)

Die Fahrt zurück.

Von Friedrich Griese.

Diese Fahrt zurück ist, bei ernsthafter Absicht, schneller getan, als man es sich am täglichen Tag eingesteht. Auf das letzte gesehen, ist dazu nur nötig, daß man sich einiger besonders eindringlicher Spätfrühlingstage des vorigen Jahres erinnert, daraufhin die Strecke von Kiel bis in die Heimat, die südwestliche Ecke Mecklenburgs, hinter sich bringt — und die Fahrt zurück ist auf diese Weise schon weit über ihren Beginn hinausgekommen.

Wenn man da angelangt ist, gibt es vorläufig nichts Wichtigeres als die Frage, ob der alte Lorenz noch lebt. Und es kommt, wie es zu erwarten war: Lorenz lebt. Seit Jahren hält sich der Tod zwar in seiner nächsten Nähe auf, Lorenz aber beachtet ihn gar nicht; auf diese Art hat er es fertig bekommen, einfach noch so am Leben zu bleiben. Er kümmert jedoch nicht hin, mit zahnlosem Munde und blind und taub; und so spricht er an unserem ersten gemeinsamen Frühlingstag dieses Jahres mit mir über die Verkehrsmittel. Ich erzähle ihm von den Fördedampfern, die zwischen Kiel und Laboe fahren und die, wie man hört, in diesem Sommer ihre Schnelligkeit erhöhen sollen; andere sagen freilich, daß gewichtige Gründe gegen diese Maßnahme sprechen, aber wie es nun auch sein mag, wenn man sie alle miteinander auf ihren Ursprung betrachtet: Im Grunde war das eine Fahrzeug schon im vorhergehenden drin, man hat es nur nicht im rechten Augenblick erfahren.

„In den nächsten Wochen sollen sogar die Dörfer hier angeflogen werden, sagt Lorenz, und er ist nicht im geringsten erstaunt darüber. Dann wird also der, der Lust hat und es bezahlen kann, einmal für einige Minuten aufsteigen, seinen Hof unter sich lassen und seine Wiesen betrachten, ob die nach einem so kalten und trockenen Maimonat von oben her vielleicht ein wenig fröhlicher aussehen. Manche alte Mutter wird vor der Tür ihres Häuschens stehen, den Himmel mit allem Drankerum besehen, die Hände über dem Kopf zusammenschlagen, aber danach wird sie unverweilt an ihre weitere Tagesarbeit gehen.

„Wir sollen hier nun auch eine Reichsstraße haben, gerade wir", sagt Lorenz, „hast du davon gehört?"

Vielleicht habe ich schon davon gehört; Lorenz läßt sich aber nicht weiter darauf ein, er findet das ganz in der Ordnung. „Hier ist nämlich auch einmal die erste Landesbahn gebaut worden", sagt er. Und so erfahre ich also, warum er heute mit mir gerade über Fahrzeuge spricht.

Lorenz ist das Buch der ganzen Gegend; alles, was sich hier in seiner Lebenszeit zugetragen hat, hat er erlebt, und alles, was er erlebt hat, hat er in seinem Kopf aufgeschrieben.

Hier wurde also, die erste Landesbahn gebaut. Es war nicht gerade die erste, die war schon gebaut, von den Preußen natürlich, und sie führten sie ein Ende durch diese Ecke Mecklenburgs. Aber die Leute von damals waren vorsichtig, sie ließen diese Bahn weit an den kleinen Städten hier vorbeigehen; es gab im Sommer Kuhweiden, spielende Kinder, Gänseherden, Schafäcker, und außerdem mußte die Stadt bald verwüstet und dem Erdboden gleich gemacht sein, wenn täglich einmal dieses rasende Ungetüm sie heimsuchen sollte.

Später baute das Land dann also seine eigene Bahn; wenn schon alles zugrunde gehen sollte, dann sollte das wenigstens durch die Hand der eigenen Landeskinder geschehen.

Alles vorausgesagte Unglück trat freilich nicht sogleich ein, dafür hatte aber die Bahn selber mancherlei zu bestehen. Im Winter verlief alles ganz ordentlich, mutig fuhren die Männer auf der Maschine ihre Strecke herunter, sie hatten Güterwagen an Ort und Stelle zu bringen, Menschen vertrauten sich diesem Fluch nicht an. So gingen die kalten Monate also hin.

„Im Frühling wurde alles anders", sagt Lorenz; „stelle dir die Strecke einmal vor, sie wird heute ja noch befahren." Ich stelle sie mir also vor, ich kenne sie ja. Überall zu beiden Seiten liegen Äcker und Felder und vor allem die Viehweiden. Und hier, gerade hier, trat damals zu jeder Stunde, wenn die Maschine sich vorführte, der Bulle von seiner Herde weg und betrachtete, was da langsam herankam. Er hatte es nicht eilig, stand mit erhobenem Kopf, schnaubte ein paarmal zornig und zuletzt trat er zwischen die Schienen.

Da war er also wieder. Der Führer auf der Maschine kannte ihn schon, er hielt an, pfiff ein paarmal, ließ Dampf ab, setzte sich in Bewegung, aber das Tier kam nicht im mindesten in Angst, es stand da, senkte den Kopf und schnaubte.

Daraufhin ließ der Führer den Zug rückwärts gehen, der Bulle wartete eine Weile, trabte dann ab und ging zu seiner Herde zurück. Nun kam der Zug ganz vorsichtig und leise wieder in Bewegung, er wollte sich an der Herde vorbeischleichen, aber er hatte nicht mit der Aufmerksamkeit dieses sündhaft aufsässigen Burschen gerechnet; der kam abermals heran, und nun würde er nicht wieder gehen. Breitbeinig stand er zwischen dem Gleis, den Kopf noch tiefer gesenkt und bereit, alles, was da herankommen würde, auf die Hörner zu nehmen und durch die Luft zu wirbeln.

Es blieb den Leuten auf der Maschine nichts anderes übrig, sie mußten noch einmal anhalten, Schaufel und Haken nehmen und von ihrem Platz heruntersteigen. Was er von Menschen zu erwarten hatte, wußte der Bulle, ein Mörder wollte er nicht sein, er schnaubte noch einmal und trottete dann ab, seine Herde wartete schon auf ihn. Der eine von den Männern blieb mit dem Haken auf dem Gleis, der andere stieg auf die Maschine, und dann setzte sich der Zug hinter dem Mann in Bewegung. Das Tier sah herüber, besah sich den Haken in der Hand des Mannes, senkte den Kopf und fraß dann. Wenn der ganze Zug hinter dem kleinen Hügel verschwunden war, stieg der Mann auf, und nun war dieser tägliche Überfall wieder überstanden.

Später kam natürlich die Zeit, da der eine oder andere Dorfmensch sich diesem Beförderungsmittel doch anvertraute. „Am ehesten waren natürlich die Frauen dabei", sagte Lorenz, „und da wieder waren es die alten. Sie sind neugierig, sie müssen alles wissen. Ja, da konnte es geschehen, daß in der menschenreichsten Zeit zuweilen jede Woche eine von diesen alten Dorffrauen auf den Zug stieg. Und dabei wäre denn auch einmal fast ein richtiges Unglück geschehen."

Wenn ich Lorenz, diesem alten Dorfmenschen mit dem lebendigen Buch in seinem Kopf, glauben will, hat sich das Ereignis folgendermaßen zugetragen: Da die Leute auf dem Zug ja fast immer nur Güterwagen hinter sich hatten, brauchten sie den Dingen keine große Aufmerksamkeit zu schenken. Sie wußten, wo neue Güter mitzunehmen oder andere abzusetzen waren, da hielten sie dann an, im übrigen aber sausten sie ohne Sorge um den Erdball. Und da ihre Maschine ein gutes, braves Haustier war, das ihnen nicht aus lauter Mutwillen davonlief, kamen alle drei zusammen: Der Führer, der Heizer und der Schaffner, den sie immer für alle Fälle mitnahmen; sie setzten sich auf der Maschine zusammen und spielten unter Gottes Schutz einen Schafkopf. Sie hatten es ja nicht besonders geräumig, dafür war es aber auch kein aufregendes Spiel, und alles lief immer gut aus. Wenn die Maschine nicht mehr mochte, sagte sie das zu rechter Zeit an; der eine von ihnen — immer der, der gern ein wenig Pause machte, weil ihm seine Karte zum Erbarmen geraten war — füllte neuen Vorrat nach, und dann lief sie wieder.

An einem Tage luden sie auch wieder einmal ein Dorfmütterchen auf. Sie sagte ordentlich Bescheid, wohin sie wollte, bekam ihren Schein und dann nahm die Maschine ihre Reise durch den Erdteil wieder auf. Der Schaffner ging nach vorne, der Heizer und der Führer warteten schon, und alle drei fuhren in dem unterbrochenen Spiel fort.

„Nun stelle dir die Strecke einmal vor", sagt Lorenz, „da können alle möglichen Dinge vorgehen."

Ich stellte mir also die Strecke, wie Lorenz wollte, noch einmal vor. Hier ein Dörfchen, drüben ein Dorf und in der Ferne ein Städtchen. An der einen Stelle steht der Schäfer vor seiner Herde, er strickt, sein Hund läuft

um die Herde herum, damit keins von den Tieren abseits geht, und der Schäfer hängt bei seinem Stricken vielerlei Gedanken nach. Weiter hinüber ist eine Pferdeweide, die Fohlen laufen heran, werfen den Kopf auf, schütteln die Mähne und stieben ab wie ein Spuk um Mitternacht. Hier wird eine Wiese gemäht, und drüben pflügt man Brachacker. Wenn ein Bach in der Nähe ist, bollert und singt er ein wenig und ohne große Sorge um den Lauf der Dinge; seine Reise verläuft auf einem natürlichen Wege, und er braucht einem solchen künstlichen Fahrzeug wahrhaftig nicht auszuweichen. Wenn aber ein Wald in der Nähe ist oder der Zug eilt gar unter seinen Kronen hindurch, dann rauscht und saust er und hat es nicht im mindesten eiliger als die ganze übrige Tageszeit auch. Und wieder ein Dorf; Hunde, die neben der Maschine herlaufen und sie ohne falsche Scham überholen oder, wenn sie der Erscheinung keine so große Bedeutung mehr beilegen, neben ihr herlaufen, Kinder, die starr herübersehen, eine alte Mutter, die schnell Türen und Kellerklappen schließt, ein Huhn, das gackernd vor der Maschine über das Geleise kreuzt und zornig hinterherschilt.

Ein solches Gelände also durcheilt der Zug, und hin und wieder tut einer der drei Männer einen Blick hinaus: es ist die Heimat, die sie auf diese Weise einmal täglich von West nach Ost, am andern Tag von Ost nach West durchmessen.

Dann aber hören sie es im Wagen hinter der Maschine ebenfalls schelten. Der Schaffner fährt verstört hoch: Sie haben vergessen, die alte Mutter abzusetzen. Sie selbst hat wahrscheinlich ihren Reiseort ein wenig verträumt, nun ist sie es gewahr geworden, und da sagt sie es laut genug.

Der Führer tut sogleich, was er tun kann: er bringt die Maschine zum Stehen, der Schaffner begibt sich zu seinem Fahrgast und verspricht, daß sie ihn beim nächsten Dorf absetzen wollen.

Das ist der alten Mutter aber in der Seele zuwider. Sie kennt nur Wagen, die da anhalten, wo jemand absteigen will, keineswegs solche, die erst beim nächsten Dorf den Haltepunkt haben. Sie sagt das völlig deutlich, und sie will, daß man sie auf der Stelle zurückbringt, mag darüber auch die ganze Ordnung aufgelöst werden. Sie ist auf der Fahrt zu einer Taufe, und sie will keineswegs die Feier aufgeben. Im andern Falle wird sie bis zum nächsten Dorf schelten, und da wird sie allen Leuten bekanntgeben, auf welche hinterhältige Weise man sie betrogen hat.

Nach einer Weile ruckt der ganze Zug an, saust nun in rückwärtiger Fahrt ab und bringt das Mütterchen dahin, wo die Taufgesellschaft nun wahrscheinlich schon wartet und im Geiste alles mögliche Unheil voraussieht.

Auf diese Weise wäre also, nach den Worten des alten Lorenz, damals fast ein Unglück geschehen, und nur die Umsicht und Entschlußkraft der Männer auf der Maschine hat es verhütet.

„Und nun“, sagt Lorenz und folgt dabei seinem Buch, „stelle dir auch einmal den Berg vor, du weißt schon, den da hinten, der so langsam ansteigt; der ist das tägliche Kreuz des Schaffners gewesen.“

Und Lorenz berichtet von diesem Berg, und er sagt, daß jedesmal eine Weile vorher sich der Schaffner in seinen Wagen zurückgezogen hat. Er tat nichts, horchte nur nach vorn auf die Maschine, und wenn es in ihr zu rumoren und zu stöhnen anfing, dann wußte er, daß nun wieder der Teufel los war. Er faltete die Hände, horchte abermals und dann sagte er: „Sie kommt nicht hinüber, der Berg ist verhext, er wehrt sich.“ Und dann kam es auch so, gerade so; der Berg wehrte sich, er war wirklich verhext. Nach einer Weile stand die Maschine still, holte tief Atem, schüttelte sich und darauf lief sie langsam zurück. Sie hielt an, sammelte alle Kräfte und schnob wieder vor. Meistens gelang es ihr aber auch beim zweiten Mal noch nicht. Dreimal loben alle guten Geister Gott den Herrn; und beim dritten Male zeigte sie dann auch ihre Stärke und den Willen, keiner noch so starken Hexerei zu weichen. Sie klomm den Berg hinan, sie überwand die unheimlichen Kräfte, oben sah sie zurück, pfiff laut und sieghaft, und dann stand der Schaffner von seinem Behüteplatz auf, faltete die Hände auseinander und sah zum Fenster hinaus, wo das Land nun wieder eben und gesegnet vor seinen Blicken lag.

„Ich könnte dir auch noch die andere Sache berichten“, sagt Lorenz, „aber die halte ich für übertrieben.“ Und er spricht von einem der späteren Jahre dieser Bahn, als schon mehrere Menschen täglich mit ihr eine Reise unternahmen. Da war einmal einer dabei, der kannte die Bahn. Es war abends und Winter, draußen war es dunkel, nur der Schnee, der hoch und weich lag, hellte ein wenig. Als der Schaffner in den Wagen trat, hielt dieser Mann ihn an. Er erinnerte sich an frühere Fahrten, und er fragte, warum denn an diesem Abend die Bahn so sachte und ohne Ruck und Stoß laufe. „Ihr hattet hier doch sonst Steine unter den Rädern“, sagte er.

Der Schaffner erschrak in seine Seele hinein, und dann beugte er sich zu dem Mann hinab und fragte ihn leise, ob er ihm etwas auf Schweigeversprechen anvertrauen könne. Das bejahte der Mann. Daraufhin beugte sich der Schaffner noch tiefer zu ihm hinunter, dann sagte er — und das war eine sehr schöne Antwort, weil alle Sorge um das Wohl der ihm Anvertrauten, die von der Gefahr noch nichts wußten, daraus sprach:

„Sagen Sie man ja nichts; wir sind nämlich entgleist.“

Dabei deutete er mit der Hand nach draußen hin, wo der Schnee weich und wollig und dick genug lag und alle Unebenheiten deckte.

In dieser Weise kann es einem also ergehen, wenn man im Spätfrühling die Fahrt zurück in die Heimat macht, wo noch ein alter Lorenz lebt, dem der Tod an jedem Abend zuwinkt, der das aber sorglos übersieht und auf diese Art einfach noch so am Leben geblieben ist.

„Und nun wollen sie in der nächsten Zeit unsere Dörfer hier anfliegen“, sagt er und sieht mich mit seinem täglichen Gesicht und keineswegs erstaunt an. Ja, das wird geschehen; irgend eine alte Mutter wird sich dann die Freude am Himmel besehen, beide Hände über den Kopf zusammenschlagen, und dann wird sie sich unverweilt an ihre weitere Tagesarbeit machen.



Kinderfinger im Kreuzotternrachen.

Der kleine Erich Glaser zitterte zwar vor Furcht, als sein Spielgefährte ihn aufforderte, den Finger in den offenen Rachen einer Kreuzotter zu stecken, wollte jedoch nicht als feige erscheinen und kam der Aufforderung nach. Die Jungens, die auf einer Wiese spielten, hatten die Kreuzotter mit einem Stein erschlagen und ihren Kopf dann in eine gespaltene Rute gesperrt, so daß das giftige Kreuzottermaul gähnend offenstand. Die Knaben glaubten natürlich, daß das Tier, das keinerlei Lebenszeichen mehr von sich gab, längst gestorben sei. Als Erich Glaser jedoch beherzt seiner Finger in den offenen Rachen steckte und, noch beherzter die Kreuzotter am Gaumen kitzelte, schnappte diese noch einmal kräftig zu und brachte dem zu Tode erschrockenen Knaben einen heftigen Biß bei. Daraufhin fiel ihr Haupt zusammen und hing leblos zwischen der gespaltenen Rute. Die Knaben schrien hell auf und brachten ihren Kameraden zum Arzt, der ihn sofort in ein Krankenhaus einlieferte, da der Arm vom Biß der „toten“ Kreuzotter bereits erheblich angeschwollen war.

Das Grab einer Gotin in Pommern.

Wieder sind im deutschen Land, dieses Mal in Pommern, wertvolle archäologische Funde gemacht worden. Im Verlaufe von Arbeiten in einer Kiesgrube bei Balenthin wurde eine Grabstätte freigelegt, die eine Fülle der verschiedensten Gegenstände enthielt. Besonders bemerkenswert ist eine bronzene, innen versilberte Schale, die auf dem Rücken die Inschrift „Attius“ trägt; eine zweite Inschrift ist nicht mehr zu entziffern. Ferner wurden Münzen, Anhänger, Ringe, eine silberne Fibel und noch vieles andere entdeckt. Es handelt sich hier um das Grab einer reichen Gotin aus dem dritten nachchristlichen Jahrhundert.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.